

11]

Smetze der Schmied.

Eine flämische Legende von Charles de Coster.

15. Vom Blutkönig.

Da der letzte Abend des siebenten Jahres gekommen war, stund Smetze in seiner Schmiede und betrachtete den veräuberten Sack und ging voller Angst mit sich zu Räte, wie er den Teufel da hinein brächte.

Indessen er wehklagte, ward die Schmiede jählings von einem verpesteten, stinkenden und faulen Geruch erfüllt, und unzählige Läuse bedeckten Estrich, Decke, Ambosse, Hammer, Stangen und Blasebälge und Smetze und seine Gefellen. Selbige waren wie geblendet, denn besagte Läuse waren in der Schmiede so dicht wie eine Wolke, Rauch oder Nebel.

Und man hörte eine melancholische und herrische Stimme:

„Smetze, komm mit, die sieben Jahre sind um.“

Und da Smetze und seine Arbeiter, so gut sie vermochten, dahin blickten, von wannen die Stimme kam, sahen sie durch den Nebel von Läusen einen Mann auf sich zukommen, der trug auf der Stirn eine Krone und auf dem Rücken einen Mantel aus Goldbrokat. Aber der Mann war unter dem Mantel nackt, und man sah auf seiner Brust vier große Eiterbeulen, die waren nur eine Wunde, und von ihnen ging der Gestank aus, welcher die Schmiede verpestete, und die Wolken von Läusen, so darin herumstrangen. Und an rechten Bein hatte er eine finstere Schwäre, noch scheußlicher, fauler und stinkender denn die anderen. Der Mann hatte weiße Haut, kastanienbraunes Haar, roten Bart, etwas aufgeworfene Lippen und den Mund ein wenig geöffnet. In seinen grauen Augen wohnte Melancholie, Neid, Verstellung, Heuchelei, Härte und böse Rachsucht.

Da die alten Gefellen ihn erblickten, schrien sie mit Donnerstimme: „Smetze, der Blutkönig ist hier, wahre Dich!“

„Ihr Schreier,“ rief Smetze, „still doch: Schweigen und Ehrfurcht. Nehme jeder seinen Hut ab vor dem größten König, so jemals war, Philipp, dem Zweiten seines Namens, König von Kastilien, Leon und Aragonien, Graf von Flandern, Herzog von Burgund und Brabant, Palzgraf von Holland und Zeeland, erlauchter Fürst unter den Erlauchten, groß unter den Großen, siegreich unter den Siegreichen.“

„Sire,“ fuhr der Schmied fort, zu dem Teufel sprechend. „Ihr tut mir die unerhörte Ehre an, mich in die Höllen zu führen, aber ich armer, niedriger Schmied wage Eurer königlichen und pfalzgräflichen Hoheit vorzustellen, daß die Stunde des Faltes noch nicht geschlagen hat. Darum, so es Eurer Majestät beliebt, wil ich die kurze Frist, so mir zu leben bleibt, auf Erden verbringen.“

„Es sei,“ antwortete der Teufel.

Indessen schien Smetze seinen Blick nicht vom Teufel abwenden zu können und hatte das Ansehen, als sei er höchst traurig und betrübt, und er sprach etliche Male kopfschüttelnd: „Wehe, wehe! bittere Qual, graues Unglück!“ Und er seufzte gar beweglich.

„Was sichts Dich an?“ fragte der Teufel.

„Ach, Sire,“ redete Smetze, „leide an keinerlei Uebel, ohne allein an dem großen Schmerz, zu sehen, wie hart Gott mit Euch verfuhr, da er Euch in der Höllen das Gebrechen ließ, daran Ihr starbet. Ach, es ist ein gar jämmerlich Schauspiel, einen großen König, wie Ihr waret, von diesen Läusen zernagt und von diesen Eiterbeulen zerfressen zu sehen.“

„Ich brauche Dein Mitleid nicht,“ antwortete der König.

„Sire,“ redete Smetze weiter, „geruhet meine Worte nicht übel zu deuten. Ich ward nimmer in der Redekunst unterrichtet; dessen ungeachtet wage ich mit Eurer erlauchten Bein Mitleid zu haben, zumal ich Euer Uebel aus eigenem Leiden kenne; und Ihr könnt auf meiner Haut noch die erschrecklichen Male davon sehen, Sire.“ Und Smetze entblöte seine Brust und zeigte die Narben von Wunden, so er von den verräterischen Spaniern erlitten, als er vor dem mit denen von Zeeland auf dem Meer kreuzte.

„Aber,“ sprach der königliche Teufel, „Du scheinst mir

wohl geheilt zu sein, Schmied! Warest Du wirklich krank wie ich?“

„So wie Ihr, Sire,“ entgegnete Smetze. „Ich war nichts als ein Klumpen lebendiger Fäulnis: ich war stinkend, faul und verpestet, und jedermann floh mich gleich wie Euch. Wie Ihr, ward auch ich von Läusen verzehrt. Aber was der hochgelahrte Doktor Olias von Madrid für Euch nicht vollbrachte, das vermochte ein geringer Zimmermann für mich.“

Bei dieser Rede spitzte der Teufel die Ohren: „An welchem Orte,“ fragte er, „wohnt dieser Zimmermann und wes Namens ist er?“

„Er wohnt im Himmel, und sein Name ist Sankt Joseph.“

„Dieser hohe Heilige ist Dir also durch besonderes Wunder erschienen?“

„Ja, Majestät.“

„Und durch welche Tugenden hast Du diese heilige und seltene Günst verdient?“

„Sire,“ antwortete Smetze, „ich hatte nie Tugenden genug, um auch nur den Schatten eines Körnchens von besonderer Gnade zu verdienen; aber da ich litt, so betete ich in Demut und mit Zuversicht zu meinem gnädigen Schutzpatron, Herrn Sankt Joseph, und er gerührte, mir beizustehen.“

„Erzähle mir den Fall, Schmied.“

„Sire,“ entgegnete Smetze und wies den Sack vor, „sehst hier mein Süßmittel.“

„Dieser Sack?“ fragte der Teufel.

„Ja, Sire; aber geruhe Eure Majestät, den Sack, daraus er gemacht ist, genau zu betrachten. Merket Ihr nicht seine schier seltsame Art?“

„Ach,“ sprach Smetze weiter und schien ganz verückt zu werden, „uns armen Menschen ist's nicht bestimmt, alle Tage solchen Sack zu sehen. Auch ist es kein irdischer, sondern himmlischer Sack aus dem lieben Paradies, von Herrn Sankt Joseph um den Lebensbaum gesät und auf seinen sonderlichen Befehl geerntet und gewirkt zu Säcken für die Bohnen, welche die Herren Engel an den Festtagen essen.“

„Aber wie kommt dieser Sack in Deine Hände?“

„Ja, Sire, durch großes Wunder. Eines abends lag ich zu Bett und erlitt zwanzig Tode ob meiner Schwären und war ganz bereit, zu vercheiden. Ich sahe mein gutes Weib weinen, hörte meine Nachbarn und Gefellen, deren viele in Hause sind, an meinem Bette Sterbegebete sprechen; mein Leib war voller Schmerz und meine Seele voller Verzweiflung. Da fiel es mir ein, zu meinem gnädigen Schutzpatron zu beten, und ich schwur, so er mich von dieser Folterpein erlöste, so wollte ich ihm in Sankt Davo eine solche Kerze weihen, daß der Tals von zwanzig Himmeln nicht hinreichte. Und ich hat nicht umsonst, Sire, denn unverlehen entstand ein Loch in der Decke zu meinen Häupten, und ein heller Schein und himmlischer Wohlgeruch erfüllten die Kammer. Durch das Loch sahwebte ein Sack herab, und ein weißgekleideter Mann folgte dem Sack, wandelte in der Luft bis zu meinem Lager, warf die Leilachen, so mich bedeckten, zu Boden, und ehe denn ich Zeit gefunden, mit den Augen zu zwinkern, tat er mich in den Sack und zog die Schnur um meinen Hals zu. Aber nun sehet das Wunder: kaum war ich mit diesem trefflichen Sack bekleidet, so durchdrang mich linde Wärme, meine Schwären schlossen sich, und meine Läuse plakten, zumal mit erschrecklichem Lärm. Darauf, so erzählte mir der Mann lachend die Geschichte vom himmlischen Sack und den englischen Bohnen und sagte zum Schluß: „Bewahre dies Heilmittel, Herr Sankt Joseph sendet es Dir. Wer seiner braucht, der wird von allem Uebel geheilt und für alle Ewigkeit gerettet sein, so er nicht in zwischen seine Seele dem Teufel verkauft.“ Damit verschwand der Mann. Und er hat mich nicht betrogen, der gute Bote, denn mit Hilfe des himmlischen Sackes habe ich Leiden, meinen Gefellen, von ungesunden Säften, Bier von Fiebern, Dols von Skorbut, Hendrik von der Schleimsucht und zwanzig andere geheilt, die es mir zur Stunde danken, daß sie noch am Leben sind.“

Da Smetze also geredet, schien der königliche Teufel in Gedanken versunken. Plötzlich hob er die Augen gen Himmel,

faltete die Hände, bekreuzigte sich heftig, fiel auf die Knie und schlug an seine Brust, und mit gar kläglichem Geschrei betete er also: „O, Herr Sanft Joseph, sanftmütiger Ritter, gnädiger Heiliger, unbefleckter Gemahl der Jungfrau sonder Makel, Ihr habt gerichtet, diesen Schmied zu heilen, und er wäre mit Eurem Willen für die Ewigkeit gerettet worden, dafern er seine Seele nicht dem Teufel verkauft hätte. Aber ich, Herr, ich armer König, der zu Euch betet, würdet Ihr Euch nicht herablassen, mich zu heilen und zu erretten, wie Ihr jenem tun wolltet? Ihr wißt es wohl, iüher Herre, ich habe mein Leben, meine Person, meine Güter und die meiner Untertanen zum Schutz und Schirm unserer heiligen Religion angewandt. Ich habte, wie es sich ziemte, die Freiheit, anders zu glauben als befohlen ist, und ich habe sie mit Schwert, Grube und Feuer bekämpft. Solchergestalt habe ich Brabant, Flandern, Artois, Hennegau, Valenciennes, Lille, Douay, Orchies, Tournay, Doornik, Mecheln und meine anderen Länder vor dem Gifte der Reformation bewahrt. Dessen obgeachtet ward ich ins höllische Feuer geworfen und leide ohn Unterlaß die unausprechliche Qual meiner nagenden Schwären und fressenden Äuse. Ach! Wolltet Ihr mich nicht heilen, nicht retten, Herr? Ihr vermögt es. Ja, Ihr werdet für den schmerzreichen König das Wunder tun, das den Schmied rettete. Alsdann kann ich ins Paradies eingehen und Euch segnen und preisen durch Jahrhunderte von Jahrhunderten. . . Rettet mich, Herr Sanft Joseph, rettet mich, Amen.“
(Fortf. folgt.)

Rußlands weißer Tee.

Von Kurt Müller.

Man konnte jüngst in den Zeitungen lesen, daß russische Mäßigkeitsapostel in getreulicher Befolgung eines feierlichen Antialkohol-Aktsiktams ihres Zaren einen vierundzwanzigstündigen Nüchternheitstag für ganz Rußland proklamiert hatten. Kein Schnaps-händler durfte an diesem Tage, wollte er sich nicht heftiger Strafe aussetzen, „weißen Tee“ verkaufen, wie der echte Russe seinen geliebten Kornschnaps nennt. Und was war das Resultat? Rund dreitausend Menschen lagen am Abend des heiligen Nüchternheitstages vollkommen betrunken in den Gassen der Hauptstadt an der Newa. Zehn starben an rascher Alkoholvergiftung. Man hatte sich tags zuvor reichlich mit Spiritus versehen und protestierte am Tage der Nüchternheit mit aller Beweiskraft eines handfesten Nausüches gegen die zarisch proklamierte Mäßigkeit. Und man erweist die Gewalt dieses spontanen Protestes, wenn man bedenkt, daß in St. Petersburg nach sorgfältig geführter Statistik an gewöhnlichen Tagen „nur“ 550 Personen durchschnittlich im Zustand vollkommenster Trunkenheit in den Straßen aufgelesen werden.

Ob es den russischen Machthabern mit ihren Mäßigkeitsbestrebungen so bitter ernst ist? Rund zweihundert Millionen Rubel zieht Väterchen Zar alljährlich aus der Branntweinsteuer. Das sind nach deutschem Gelde 840 Millionen Mark und für das russische Finanzministerium ein Fünftel des gesamten Budgets. Wird man Mut genug haben, um dauernd und energisch gegen ein Laster anzukämpfen, aus deren fetten Erträgen der Staat die hohen Beamtengehälter bezahlt? Schon mancher Zar hat, wie der heutige Nikolaus, wader gegen die Trunksucht des Volkes gekämpft. Aber das Branntweinmonopol des Staates, von Zwan dem Schrecklichen eingeführt, und die bestigen Bemühungen, möglichst viel aus dem Monopol herauszuschlagen, sind eine mindestens ebenso starke Hemmung für den Erfolg der Mäßigkeitsbewegung, wie die Hartnäckigkeit, mit welcher der Russe an die Seligkeit des Nausüches glaubt. Denn der Russe trinkt nicht aus Freude am Wohlgeschmack des Getränks, sondern er trinkt bewußt auf das Ende los: auf den toten Nausüch hin, der Erlösung aus allen Sorgen schafft, in das löstliche Land der Bewußtlosigkeit hinüberführt und die berühmte russische Mesancholie von der Seele nimmt. Das geht so seit Jahrhunderten. Schon im 1600 tranken die Russen Branntwein aus großen Schalen. Mönche und Bauern, Soldaten und Beamte, alle liebten die Lähmung des Nausüches. Sie standen haufenweise vor den Schänken, wo man ihren aus mächtigen Kesseln mit großen Holzklöffeln den weißen Tee in die Schalen schöpfte. Russische Gesandte in Persien, vom Schah zur Tafel geladen, betranken sich dermaßen in süßem Schiraswein, daß der Schah entriestet die Tafel aufhob. Und heute? Admiral Roschdestwensky hielt in seliger Trunkenheit englische Fischerboote für japanische Torpedos und ließ feuern. Während der Seeschlacht von Tsushima lag Admiral Nebogatow voll guten Schnapses in seiner Staatskabine und wurde erst wach, als die Schlacht verloren war.

Diese beiden Tatsachen, die tief eingewurzelte Trunksucht und das staatliche Schnapsmonopol, bringen jeden Versuch einer offiziellen Mäßigkeitspropaganda zum Scheitern. Alexander der Dritte berief ein ganzes Mäßigkeitsparlament, das kläglich zu Ende ging. Nikolaus der Zweite begründete, mit dem Grafen Witte als ausführendem, oberstem Organ, ein Temperenzkomitee, das in jeder russischen Stadt eine Filiale eröffnete. Witte schuf Volkshäuser mit Konzert und Theater, um das Volk durch solide und kostengle-

vergütungen vom Schnapsgenuss fernzuhalten, stiftete für diese Zwecke 12 Millionen Mark und versprach, die Summe zu erhöhen — entsprechend den wachsenden Erträgen des Branntweinmonopols! „Eine wahrhaft russische Stadt“, sagt Bernhard Stern, der vortreffliche Kulturhistoriker in seinem großen Werk über russische Sittlichkeit, „eine Prämie auf die Steigerung des Schnapskonsums zugunsten der Mäßigkeitsvereine!“ Es ist denn auch nicht viel Gutes dabei herausgekommen. Das Komitee hat sich längst aufgelöst, die Gelder, die bereits bewilligt waren, sind in den unergründlichen Taschen, an denen Rußland so reich ist, resonanzlos versickert.

Sogar Zwan der Schreckliche, der Begründer des Schnapsmonopols, hat auf seine Weise gegen die Trunksucht des Volkes gekämpft. Er selber war freilich ein gewaltiger Trinker. Für seine Gastmähler, bei denen Herren und Damen des Hofes, Bojaren und Geistliche sich in gewöhnlichem Kornbranntwein oder süßem Ungarwein fassungslos betrinken mußten, wollten sie nicht in Ungnade fallen, erfand er eine besondere Trinkmethode, den „Sapoj“, ein sehr rasches, rhythmisches Trinken, das mit fabelhafter Schnelligkeit den äußersten Zustand der Begehrtheit herbeiführte. Aber die Trunkenboldenhaftigkeit des gemeinen Volkes verfolgte der Zar mit härtesten Strafen. Nur an Feiertagen durfte sich das Volk strafflos berauschen. Wer sich an den sechs Nüchternheitstagen der Woche betrank, mußte seinenbeutel zur Zahlung einer Geldstrafe öffnen oder im Wiederholungsfalle seinen Rücken den Kofalenknuten hinhalten. Nur die treuen Söldner des schrecklichen Zwan durften trinken so oft und soviel sie wollten. Daher nannte man die Moskauer Vorstadt, in der sie wohnten, „Kaleila“, das heißt zu deutsch „Schenk voll ein“. Und in gleichem Atem befahl der Zar die Errichtung von staatlichen Schnapsbrennereien und Kornschenken im ganzen Reich. Die Staatseinnahmen stiegen gewaltig — und mit einem Male durfte das gemeine Volk nach Laune und Vermögen kaufen, und nur wer privatim fabrizierten Schnaps verkaufte oder trank, wurde gebuhlet oder durfte nach Sibirien reisen. Wer aber zarischen Schnaps trank, war ein guter und getreuer Untertan, der den Staatsäckel füllte. Und nur für die Fabrikanten und Vertilger privaten Branntweins galten die zwölf Paragraphen des Strafgesetzbuches, die der Zar Alexej später für Schankwirte und Trunkenbolde schreiben ließ.

Peter der Große, der Schiffshörer, Staatsmann und Kriegsheld, führte die Alkoholtradition in größtem Stile fort. Er gründete den Orden der Saufgelessen und etablierte, als höhrendes Gegenstück zum Kirchenrat, den „Rat der Altkrüter“. Er gab seinen Truppen an Feiertagen Freischnaps in Biergläsern und distillierte seinen Müstern, die es wagten, an seiner erpöckigen Tafel enthalten zu sein, mächtige Strafmaße Branntwein. Der Gesandte Friedrichs des Großen, Baron von Krünge, traf den Zaren einmal, wie er während einer Mahlzeit zwanzig Streligen enthaupen ließ. Jedesmal wenn ein Haupt unterm Streich des Henkers zur Erde roste, leerte der Zar ein Glas Kornschnaps auf die Gesundheit des Hingerichteten. Und die Großen des Reiches eiferten ihm nach. Wenn Romadanowsky Gesellschaften gab, so wurden die Gäste schon an der Haustür mit einer Riesenschale Branntwein begrüßt, die ein gezähmter Bär anmutig präsentierte.

Natürlich gibt es unter den vielen Millionen der heutigen Russen viele Hunderttausend Männer und Frauen von vorbildlicher Mäßigkeit. Und es laufen im russischen Volk viele Legenden und Anekdoten herum, in denen alle Schrecken der Trunkenheit geschildert werden. Und in vielen Länderstrecken ist heute noch der Aberglaube verbreitet, daß aus notorischen Säufern nach dem Tode schreckliche Vampire werden. Aber es gibt auch eine große Reihe von Legenden, die den Trunkenbold verherrlichen. Bernhard Stern erwähnt das Heldenlied von Wassilij, dem Saufbold: Der Zaratenfürst Pathga belagerte Kiew und forderte den Fürsten Wladimir auf, ihm einen Helden zum Zweikampf zu schicken. Aber Fürst Wladimir hatte keinen Helden zur Verfügung. Da traf er den Trunkenbold Wassilij, der um so härter war, je mehr er Alkohol im Leibe hatte. Der erklärte sich zum Zweikampf bereit, trank ein Faß Meth, ein Faß Wein und ein Faß Bier, jedes Faß zu anderthalb Pud, ging hin und tötete Pathgas Sohn, Schwiegersohn und Beichtvater. Trank abermals ein Faß Wein, ein Faß Meth und ein Faß Bier, ging lähn in das Lager Pathgas und machte sich ihn mit listigen Worten zum Freund. Pathga vertraute ihm arglos das Heer an. Der heldenhafteste Wassilij führte das Heer in einen Wald, stärkte sich durch einen guten Trunk, riß einen Baum aus der Erde und erschlug das ganze Heer. Und die befreiten Kiewer jubelten ihm zu und wollten ihn zum reichsten Planne der Welt machen. Er aber erbat sich von jedem Haus in Kiew ein Faß Wein, ein Faß Bier, ein Faß Meth und vom Fürsten einen Geleitbrief für alle Schenken des Zaren. So durfte Wassilij der Held in allen Schenken Rußlands kostenlos trinken bis an sein seliges Ende.

Das ist ein russischer Nationalheld!

Eine Mittelmeerfahrt.

(Fortsetzung.)

Wieder liegt der „Prinz Heinrich“ am Pier in Neapel. Viele Passagiere trüppeln vorsichtig die schräge Platte hinunter, um sich

die Stadt zu befehen. Es lohnt sich aber nicht, denn Neapel ist häßlich und schmutzig, sobald man es aus der Nähe betrachtet. Freilich, von der See aus gesehen, bietet es einen malerischen Anblick.

Für die Reisenden bietet sich auf Hafen manche Unterhaltung. Oftmals habe ich hier früher gestanden und mir das Leben mit angesehen. Die Italiener sind ein harmloses Völkchen, zutraulich und neugierig wie kleine Kinder. In ihren malerisch, fast könnte man sagen kokett um den Körper geschlagenen Lumpen, stehen sie lachend und schwachend umher. Männer, Frauen, halbwüchtige Burken und Mädchen. Hauptächlich jedoch durcheinander lachende und tollende Kinder. Dort tummelt sich ein achtfähriger Knirps und pafft ungeniert an einer Zigarette. Rod und Hose sind ihm viel zu lang, haben dafür aber selbst für das italienische Klima genügend Luftlöcher. An einer anderen Stelle hat sich ein drolliges Trio eingefunden. Zwei Jungen und ein quecksilberiges Ding von Madel mit samt schwarzen Glutaugen und wirrem Zottelhaar. Alle freuzsüßel. Mit hellen Stimmen und viel Grazie und schalkhaftem Ernst bringen sie das bekannte Santa-Lucia-Lied zu Gehör, wofür sie eine kleine Münze ernten. Selbstverständlich sabbalgen sich die kleinen Sängler erst ein Weichen um die Beute, bis es einem gelingt, sie in den Mund zu stecken, womit die Einigkeit wieder hergestellt ist.

Von einem der vielen Fischerfahrzeuge haben etwas ältere Jungen eine Zolle losgemacht und kreisen nun um den großen Dampfer. Frei spielt das Sonnenlicht um ihre ebenmäßigen Oviender; nur mit einer Badehose sind sie bekleidet. Sie bitten um ein Geldstück, das die Reisenden ins Wasser werfen sollen. Lange brauchen sie nicht zu rufen. Meist ist es die zarte Hand einer Dame, die den Geldbehälter aufstut, während die Männer etwas zugeknöpfter erscheinen. Kaum hat die Münze ihren Weg ins Wasser genommen, so sind auch schon die Taucher hinterher. Nur für einen Augenblick noch hebt man eine Zahl zum Himmel gerichteter Beinpaare, bis auch diese verschwunden sind, und im Nu hat einer der Burken das Geldstück ergriffen. Lange bevor es den Grund erreichen konnte, hat er es mit sicherer Hand erwischt und zeigt es nun mit Siegerfreude empor, um die Münze dann ebenfalls hinter dem Schuß seiner Zähne verschwinden zu lassen.

Und wie tauchen diese Jungen! Ein besonders wagemütiger kleiner Hydriot brachte es fertig, unter dem Kiel eines großen Schiffes hindurch zu schwimmen. Ein anderer kletterte auf dem Schiffe auf den Bord von Deck zu Deck und ruhte nicht eher, als bis er auf einem der Rettungsboote stand. Von dieser fast zwei Stod hohen Warte sauste er in elegantem Sprunge hinunter nach dem ihm zugedachten Frankstück. Leider konnte er seinen Lohn nicht erhalten, denn fair sind seine Kameraden durchaus nicht. Wismutig mußte er zusehen, wie ihm ein anderer von unten zuvor kam und mit der Beute schwanzelnd davonschwamm.

So bietet der Hafen von Neapel für den Reisenden fast immer etwas Interessantes, und meist sind es angenehme Erinnerungen, die sie von hier mitnehmen.

Pünktlich um fünf Uhr heißt es: „Anker auf!“ Dreimal fährt einen der nervenschütternde Ton der Dampfpeise in die Glieder. Es klingt wie ein gewaltiges Brüllen aus einer Riesenlunge. Der kleine Schlepper geht lärmend sein helles „Tutut“ dazwischen. Die Trosse spannt sich und steht klingend und steif zum Brechen. Langsam kommt das Ingetüm in Fahrt und wird bis zum Rollenlopp hinausgezogen.

Leicht und ledig lehrt der Schlepper zurück. Unser Schiff steuert hinaus auf den herrlichen Golf von Neapel. So schön wie ein Märchen ist die blühende blaue Fläche. Sie wird von leichtgeschwungenen Berglinien umfaunt. Im Süden über dem reizvollen Sorrent erheben sie sich bis zu 1300 Meter; aber nicht drohend wie die Aeden der Alpen bohren sie sich in den Himmel: lieblich und düsthaft steht der zackige Grat am Horizont. Ganz im Osten der Wucht, wo das Meer flach wird und sich die kleinen Fischerbarken mit ihren bunten Latinersegeln im Winde wiegen, dort liegt Pompeji. Ueber alles erhaben, stolz und mächtig, ragt der Vesuv im Hintergrunde empor. Breit und ausgebreitet ist er hingelagert, als wäre er die philosophische Ruhe in Person. Nur die weißlich graue Rauchwolke, die wie eine Wollmütze über seinem stumpfen Kegelschreibt wirkt wie ein warnendes Wetterfahnen. Aber die Italiener haben ein kurzes Gedächtnis und vertrauen sorglos auf die Färsprache ihrer Heiligen.

Während allmählich die Dämmerung im Osten heraufsteigt, passieren wir die Insel Capri, die nur wenige Kilometer vom Festlande entfernt liegt. Ein gutes Auge kann die schön angelegte Straße am Südohang der Felseninsel erkennen, die sich der alte Krupp dort hat bauen lassen. Wo früher kaum ein Maultier festen Fuß fassen konnte, da ist jetzt eine raffinierte Automobilstraße dem Verkehr abgetropt. Viel Geld muß dieses Meisterwerk alpiner Straßenbaukunst verschlungen haben. Die einsame Villa hoch über dem Meere soll jetzt verlassen sein. Gar geheimnisvolle Geschichten wissen die Bewohner der Insel von ihr zu berichten.

Der Golf von Salerno weitet sich vor dem aufmerksamen Auge. Der einmal im Leben den Fuß an seine Gestade gesetzt hat, wird die paradiesische Schönheit der Landschaft nie wieder aus der Erinnerung verlieren. Doch jetzt läßt sich nur wenig davon erkennen; das Dunkel der Nacht und die weite offene See nehmen uns auf.

Zahlreiche Passagiere sind in Neapel an Bord gekommen. Alle auf der Flucht vor dem rauhen nordischen Winter. Im sonnigen Lande der Pyramiden wollen sie diese Zeit auf möglichst angenehme Art verbringen. Wir haben also „volles Haus“; ja geht es heißer in der Küche. Sind doch die deutschen Schiffe bei allen Nationen beliebt wegen der reichen und guten Verpflegung, die die Reisenden auf ihnen genießen.

Nun endlich ist es doch Zeiterabend geworden; wir können die übermäßig heiße Temperatur unserer Arbeitsstätte verlassen. Gemüthlich plaudernd sitzen wir in unserem Logis unter der röllich leuchtenden kleinen Glühbirne. Auf dem Tische steht eine alte Konservenbüchse. Jetzt dient sie als Aschbecher und erfüllt somit eine für die Keullichkeit unserer Stube sehr segensreiche Mission. Vorher flogen nämlich die Stummel und Streichhölzchen in alle Eden. Jemandem gehört ein Päckchen Tabak. Es ist eine schwarze billige Sorte, die von Mann zu Mann geht. Jeder stopft sich noch Belieben eine kurze Pfeife oder dreht sich eine Zigarette von dem Kraut. Wie kleine Fabrikschlote qualmen sie alle. Bald wogt es unter den niederen Deckbatten wie ein undurchdringliches Nebelmeer, aus dem unsere betäubte Lichtpendlerin hindurchscheint wie eine matte Winter Sonne. Das ist so die rechte Stimmung, in der die Geister erwachen und die Zungen lebendig werden. Aufmerksam lauschen alle den mit trockenem Humor gewürzten Schnurren, die da zum Vorschein kommen. Selbstverständlich sind sie alle ausnahmslos weniger oder mehr „selbst erlebt“.

Einer der Kohlenzieher ist vom Nachbarräume herübergekommen. Er ist der einzige Deutsche unter seinen Kollegen; wenn er freiwache hat, gesellt er sich gerne zu uns und spinnt ein Gean mit. Die Hauptsache scheint aber der Tabak für ihn zu sein. Als nun gar noch ein paar Gäste aus dem engen Gange zu uns herein schlüpfen, wird die Unterhaltung immer anregender. Aber auch die Bude ist fast zu klein geworden. So viele Sitzgelegenheiten sind natürlich gar nicht vorhanden, so daß die Kleiderkisten ihre Flächen erhalten müssen. Wie im Fluge vergeht die Zeit. Ehe man es sich versieht, ist es zehn Uhr dorthat. Für gewöhnlich ist dies die Stunde, wo ein jeder sein Lager aufsucht. Heute jedoch wird der Stromboli passiert. Gang nahe vorbei sollen wir kommen an diesen eisrigten der feuerspeienden Berge Eucopas. Einige von der Mannschaft sehen dieses Naturschauspiel immer wieder gern und bleiben darum munter. Ich freue mich auf den Augenblick, wo ich ihn in seiner Tätigkeit werde beobachten können. Endlich soll auch dieser seit Jahren gehegte Wunsch in Erfüllung gehen, nachdem ich meinen Fuß auf den Kraterwand des Vesuv schon gesetzt hatte.

Während wir uns noch darüber unterhalten, hören wir auch schon, daß er in Sicht gekommen ist. Also hinauf zum Bootsdeck!

Der nächste Weg geht durch den Heizraum. Dort unten vor den Rosteln arbeiten die halbnackten Gestalten, meist schmächtige Chinesen. Wenn die Feuerungen aufgerissen werden, erfüllt eine Plutzwelle von Rot den heißen Raum. Sie huscht über die Kohlenhaufen und wirft einen breiten Streifen von Licht über den Boden. Dann springt der Feuerschein weiter über allerlei Eisengestänge und erweckt glühende Reflexe. Und wie das glühende Rot die schwindenden Körper umloht! Scharf begrenzt stehen die dunklen Schattenpartien dagegen. Eine packende Sinfonie von samtem Schwarz und feurigem Rot. Hier arbeiten die knochigen, sehnigen Männer und hantieren mit Schaufel und langen Eisengängen, als hätten sie selbst einen Vulkan zu heizen.

Unwillkürlich muß ich an Freiligrath denken: „Wir sind die Kraft“.

Eine tiele Wandelstiege führt empor zum obersten Deck, wo von ein Teil für die Heizer reserviert ist. Jetzt ist es gar nicht so angenehm hier oben. Der Wind ist härter geworden und die See fängt an hoch zu rollen. Mächtig arbeitet sich das Schiff mit scharfem Vordersteven durch die schwarze Flut, daß die riesige Bugwelle hoch aufspritzt. Rauschend zerfließt die Schaumkrone; der Streifen, der oben noch im schwachen Phosphororange auf der Woge tanzt, weicht wieder einem stumpfen Schwarz, um ein Stück nach vorn wieder aufzuleuchten. Mein freundliches Sternchen weicht mit hellem Blinken dem Schiffer seinen Weg durch die weite Wasserwüste. Nur leichte Wolken in eisigem Lauf ziehen am Himmel.

In noch tieferem Dunkel, fast wie ein Schatten anzusehen, liegt ein ziemlich hoher, spitzer Kegel auf dem Wasser. Das ist der Stromboli, dessen Fuß von allen Seiten die See bespült. Sonst ist nichts zu erkennen. Wir sind allein in finsterner Nacht auf dem Meere.

Da plötzlich fängt es geheimnisvoll an zu leuchten — fast auf der Spitze des Berges. Es glüht und funkelt, erst klein und winzig wie der Anruf des Götterschwertes „Nobung“ in der Nibelungen Sage. Aber stetig nimmt die Glut zu. Dann schießt eine gewaltige Feuergarbe mit elementarer Wucht zum Himmel empor. Hellrot kommen immer neue Massen aus dem Schlunde in die Finsternis geschleudert. Ein zauberhafter Anblick. Allmählich erschöpft sich die Kraft; langsam sinkt die Glut säule zusammen, und das Licht verschwindet. Nach kurzer Zeit erscheint das Phänomen von neuem und verläuft in der gleichen Art. Von einer Viertelstunde zur anderen, arbeitet der Vulkan, einmal etwas schwächer, dann wieder mit größerer Gewalt. Die Lavaströme fließen nach der einen Seite hin ab und sollen manchmal bis dicht

an die See herankommen. Der andere Abhang ist ungefährdet. Dort hat sich eine Schar Fischer angesiedelt, die auch etwas Weinbau betreiben soll.

Als letzter verlasse ich das Dede und steige vorsichtig die schmale Eisentreppe hinunter. (Schluß folgt.)

Kleines Feuilleton.

Ein Schweizer Hegeprozess vor 140 Jahren. „Im Jahre 1788, in einem deutsch redenden Staate, in einer freien Republik — ward noch ein Weibsbild, nach richterlichem Spruch und Urteil, als Hege getödet.“ So beginnt ein entrüsteter Bericht in dem genealogischen Kalender vom Jahre 1789, der höchst interessant zu lesen ist. Da heißt es:

„Ein neunjähriges Kind in Glarus ward krank und brach Stednadeln aus. Mehrere Personen sahen diese Nadeln, aber nicht das Ausspeien derselben selbst. Einer der wichtigsten Zeugen sagte, sie seien trocken gewesen; er nennt dies unbegreiflich, und das ist es freilich. Die Krankheit wird für eine tonuslähmische Erstarrung der inneren und äußeren Glieder angegeben; und doch ging, bei dieser Erstarrung, das Nadelspieen so glücklich vonstatten, daß auch nicht eine im Schlunde stecken blieb. Dabei ward des Kindes Fuß gelähmt; der Vater des Kindes, noch dazu ein Arzt, sagte: der Fuß sei so dürr gewesen, daß man ihn wie einen Zwirnsfaden hätte durch ein Nadelöhr ziehen können, und doch blieb dieser dürrer Fuß stark und elastisch genug, daß das Kind, wie gleichfalls erzählt ward, Sprünge bis an die Decke des (ohne Zweifel niedrigen) Zimmers tun konnte. — So läppisch ward die Sache erzählt; so wenig wurden die Umstände untersucht!

Das Kind wußte von der Ursache seiner Krankheit nichts anzugeben — wie Kinder dies gewöhnlich nicht wissen — als: daß es einige Wochen vorher einen Honigkuchen von der Magd und einem Schloffer erhalten hatte. Der Vater — ein Doktor der Medizin! — schickte zu einem abergläubigen Vieharzt; und dieser gab, nach gründlicher und gelehrter Untersuchung der Sache, den Beiseid: „In den Honigkuchen sei von bösen Leuten Stednadeln eingebracht worden; dieser sei im Magen des Kindes ausgebrütet, zur Reife gediehen, und so durch Erbrechen aus dieser ungewöhnlichen Nadelnfabrik, wohl posiert und mit gehörigen Knöpfen versehen, zum Vorschein gekommen.“ Dies glaubte der hochgelehrte Vater (und warum sollte er nicht, da gelehrte Leute nochigt an Goldfäden glauben?), dies glaubten die wohlweisen Richter. Die Magd aber selbst schien es nicht zu glauben, und entfloh. Man ward ihrer wieder habhaft. Sie sollte des Kindes krummen Fuß wieder heilen. Nach verschiedenen Aussüchtungen und dergleichen Versuchen gelang dies endlich, achtzehn Tage nach angefangener Kur; wahrscheinlich von selbst. Weder Arzt noch Wundarzt war dabei; nur der eifrigholvolle Herr Doktor, der Vater des Kindes selbst. Diese Wunderkur grabierte die Magd noch mehr. Man brachte sie endlich zum völligen Glauben und Erkennen und Bekennen, indem man sie sechsmal aufs schärfste folterte. Sie bekannte, was man wollte. Der alte Schloffer entleibte sich im Gefängnis; und die Magd ward als Heze mit dem Schwert hingerichtet.

Großer Thomasmus, dergleichen Aberglauben herrscht noch nach beinen Zeiten und gebiert Unsinn, Menschenqual und Noth!

Physikalisches.

Die elektrischen Wellen. Die Schwingungen, in denen sich die elektrische Energie fortpflanzt und auf denen die wunderbare Erregungsfähigkeit der drahtlosen Telegraphie beruht, sind zuerst von Hertz entdeckt und bis zu gewissem Grade schon festgestellt worden. Diese ersten grundlegenden Arbeiten liegen jetzt ein halbes Jahrhundert zurück. Eine eigenartige Erforschung wurde aber erst durch Heinrich Herz eingeleitet, der im Jahre 1888, also vor etwa einem viertel Jahrhundert die Natur der elektrischen Wellen entschlüsselt, ihre Entstehung und Fortpflanzung nachwies. Wie die Schwingungen der Wärme und des Lichts gehen auch die elektrischen in dem unmaßlichen Aether vor sich und sind einer außerordentlichen Mannigfaltigkeit fähig. Um sich von dieser eine Vorstellung zu machen, müßte man sich einer Art Klavier mit einer ungeheueren Folge von Tasten denken, deren jede eine unhörbare ätherische Note anschlägt. Die tiefsten Noten würden in der Praxis durch die elektrischen Schwingungen vertreten sein, die von den großen Stationen für drahtlose Telegraphie benutzt werden und etwa 40 000 Wellen in der Sekunde ergeben. Die höher abgestimmten kleineren Stationen gehen etwa 5 Oktaven höher hinauf bis zur Frequenz von 1 1/2 Millionen. Kleinere Apparate im Laboratorium aber entenden zwischen 100 und 30 000 Millionen Schwingungen in der Sekunde oder fast 19 Oktaven höher als die der großen transatlantischen Stationen. Die Frequenz läßt sich aber noch weiter steigern. Bei etwa 10 Billionen in der Sekunde werden die Schwingungen für unsere Hautnerven wahrnehmbar und erzeugen ein Gefühl der Wärme. Dies steigert sich, verschwindet aber wieder, wenn eine Frequenz von 395 Billionen erreicht wird. Dann gehen die Wärmewellen in Lichtwellen über. Es erscheint zunächst ein dunkelroter Schein, der allmählich bis zu einem hellen Rot aufsteigt. Die rote Farbe geht dann bei weiterer Steigerung der Frequenz langsam über in Orange und dann durch die Regenbogenfala in Gelb, Grün, Blau und Violett. Bei etwa

750 Billionen in der Sekunde werden die Wellen dann wieder unsichtbar oder können wenigstens nur dadurch sichtbar gemacht werden, daß sie gewisse Stoffe in der Dunkelheit zum Leuchten bringen. Die unsichtbaren ultravioletten Strahlen haben Frequenzen zwischen 3000 und 4000 Billionen in der Sekunde. Die eigentlichen elektrischen Wellen lassen sich ähnlich wie Lichtwellen gleichsam in einem Brennglas konzentrieren, das aber nicht etwa aus Glas, sondern aus Hartgummi, Schwefel oder anderen für gewöhnliches Licht undurchlässigen Stoffen hergestellt werden muß.

Die Wirkungen elektrischer Wellen können jetzt auch für eine große Zuhörerschaft aufs Eindringlichste gekennzeichnet werden. Bei einer solchen Vorführung wurden z. B. die Sätze, die ein Schulmädchen in einem Nachbarraum niederschrieb, ohne jede Verbindung nach dem Hörsaal telegraphiert und dort den Zuhörern durch ein lautes Telephon mitgeteilt. Viel einfacher und auffälliger ist die Erscheinung, daß eine Glocke zu tönen beginnt, wenn der Vortragende in einer erheblichen Entfernung einen Messingstab durch Reiben auf seinem Haar elektrisch machte und an seiner Uhrkette oder an seiner Brille entlud. Auch ein kleines Geschütz kann durch elektrische Wellen abgefeuert werden, die aus einem Nebenraum stammen. Entladungen hoher Spannung von mehreren 100 000 Volt können bei einer Frequenz von 400 000 in der Sekunde die außerordentlichsten Erscheinungen hervorbringen. Sie durchschlägen und entzünden Holzstäbe und bringen den umgebenen Raum in einen Zustand so heftiger elektrischer Erzitterung, daß Lampen ohne jede Leitung zu leuchten beginnen.

Aus dem Pflanzenleben.

Die Zugkraft der Wurzeln. Wenn Samen auf dem Erdboden zur Keimung gelangen, so entsteht gemeinhin ein Wurzelschen, das in die Erde hineinwächst und ein Stengeltrieb, der oberirdisch bleibt. Bei solchen Pflanzen nun, deren Lebensdauer nicht mit einem Jahre abgeschlossen ist, läßt oft die Wurzel eine Zugkraft auf das oberirdische Stammgebilde aus, wobei dessen unteres Ende mehr oder weniger tief in die Erde gezogen wird. Ganz besonders ist dies der Fall bei solchen Gewächsen, die mit unterirdischen Organen (Wurzelsod, Knolle, Zwiebel usw.) den Winter überdauern, während der oberirdische Teil zum Winter absterbt. Diese Zugkraft bleibt oft viele Jahre oder gar während der ganzen Lebensdauer der Pflanzen in Tätigkeit. Unsere Waldorchideen, die rundliche und handförmige Knollen bilden, werden dieser Art in zwei Jahren leicht bis zu 10 Zentimeter unter jene Stelle des Erdbodens hinabgezogen, an der der Samen keimte. Würde die Zugkraft der Wurzel dergleichen Stammgebilde bei den Keimlingspflanzen nicht in die Erde hineinziehen, so würde die Pflanze Schaden erleiden oder wohl gar nicht mehr lebensfähig sein.

Auch ältere Wurzeln ziehen durch ihre Fähigkeit das untere Stammende tiefer in den Boden hinein. Ein treffliches Beispiel bieten hierfür unsere Kurkelen, wie wir sie im Garten pflegen. Als natürlichen Standort liebt diese Kurkelle gern Felsenspalte an steilen Abhängen, wo sie wunderbar gedeiht. Die Pflanze bildet mit ihrem Laube eine kurze, an etwa 1 Zentimeter langem Stamme sitzende Rosette. Jedes Jahr wächst der Stamm einen Zentimeter länger und doch kommen die Pflanzen nie über die Felsenunterlage hinaus, sondern liegen alljährlich mit ihrer Plattrose dem Felsen auf. Dies ist nur dadurch möglich, daß die Pflanze alljährlich um einen Zentimeter in den Boden hineinwächst. Das heißt die Zugkraft der Wurzel verankert die Pflanze stets um soviel. Dabei stirbt nun gleichzeitig am unteren Stammende stets soviel ab als oben zuwächst und an dem in die Erde gezogenen Stammstück entstehen neue Wurzeln.

Ein anderes schönes Beispiel von der Zugkraft der Wurzeln finden wir gelegentlich eines Waldspazierganges bei einem Brombeergebüsch. Da sehen wir lange schwache Ruten mit ihrem Triebende dem Erdboden genähert oder gar in den Erdboden „hineingewachsen“. Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, daß die Ruten an den Spitzen kleine Wurzeln entstehen lassen, aus denen sich Wurzeln bilden, die in die Erde hineinwachsen und das Triebende nachziehen. Aus diesem Triebende entwickeln sich im folgenden Jahre neue Triebe, die aus der Erde hervorbekommen und zu einer neuen Pflanze auswachsen. Die alte Rute, die zunächst noch die Verbindung mit der Mutterpflanze aufrecht erhält, stirbt mit der Zeit ab. Am häufigsten zeigt sich diese Erscheinung bei Rubus hirsutus, eine Pflanze, die nicht überall wild wächst, sie tritt aber auch bei anderen Brombeersorten auf.

Wie läßt nun die Wurzel diese Zugkraft aus? Das Längenwachstum der Wurzel betätigt sich für gewöhnlich nur an der Wurzelspitze. Ältere Teile der Wurzel wachsen nicht länger. In diesen älteren Wurzelteilen ändern aber die Zellen ihre Gestalt, indem sie sich verbreitern und verkürzen. Durch diese Verkrümmung entsteht nun die Zugkraft, die sowohl nach unten, nach der Wurzelspitze zu, als auch nach oben, nach dem Stammende hin, sich geltend macht. Die Wurzelspitze ist aber mit ihren zahlreichen der Nahrungsaufnahme dienenden Wurzelhaaren im Erdboden fest verankert. Der Stamm bietet der Zugkraft keinerlei Hindernis. Und so äußert sich die Kraft eben nur hier.

h. h.